

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Fünfter Jahrgang.

No. 13.

Donnerstag, den 22. März.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen: das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Eine Nacht.

Erinnerungen aus dem Leben eines ehemaligen Offiziers.

Mitgetheilt
von

Edvard Frankl.

(Fortsetzung.)

5.

Neun Uhr war vorüber. Das, durch die trüben kleinen Fensterscheiben der niedrigen Dorfwohnungen, matt glänzende Dellampenlicht, erlosch allmählig.

„Jetzt ist es Zeit,“ sagte ich zu dem Sohne meines Wirthes.

Wir traten hinaus. Ein feiner Thau fiel herab. So lange wir zwischen den Wohnungen wanderten, ward uns dies weniger bemerklich; als wir aber ins Freie kamen, uns dem Wasser näherten, war der Nebel so dicht, daß wir kaum einen Schritt weit vor uns sehen konnten. Es schien mir als ob die Nebelwolken sich auf das Wasser niederließen und völlig mit demselben vereinigen wollten.

„Hert Lütmann,“ flüsterte mein Führer, „wennt nich sinn mut, loaten wi't hüt goahn.“

„Es muß sein,“ erwiderte ich leise. „Hast Du etwa Furcht?“

„Bör dem Düwel nich!“ flüsterte mein Führer und schritt vorwärts; ich ihm dicht auf den Fersen nach. Wir erreichten das Ufer, bestiegen den Kahn, stießen vom Lande. Der Wind war ganz südwestlich geworden, pfliff heftiger und ich fühlte einige schwere Regentropfen. Der Nebel war dabei so dicht, daß ich, an einem Ende des Kahnes sitzend, meinen Führer am andern Ende nicht erblicken konnte, nur die absichtlich leise geführten Ruderschläge verriethen sein Dasein.

„Ik wees nich,“ sprach nach einer Weile mein Führer, „dat Düwelding get hüt nich vörwarts. Wenn man de verslirte Newelei een Ende hädde, mücht et doch tum Schwerenoth regne, as wennt mit Kūwl: göi — do sieh: ma doch, wo ma hin: stüert.“

Etwa zehn Minuten mochten wir auf dem Wasser sein, länger brauchte man sonst gar nicht, um die ganze Breite zu durchrudern. Da erhielt plötzlich der Kahn einen Stoß. „Hoppa!“ rief mein

Führer und schlug mit dem Ruder umher, um die Ursache des Stoßes zu fühlen. Ich wäre durch den unvermutheten Ruck fast aus dem Gleichgewichte gekommen und in's Wasser gestürzt.

„I, so mut doch glück dat Dannelichtding (Donnerwetter) drin schloage!“ rief mein Führer. „Wü sünn Godd stroaf mi, upp deselwe Süde (Seite). — Dat sünn de Pähle unnehalb Gögl (Dorf Gogslow), wü sünn torück, stadd vörwärts; dat di dat Schlaaf un de Düwa hoale mücht, dat is doch to dull.“ —

Er wandte jetzt mit Macht den Kahn. „Bliwe se man stoad (still), Herr Lümann, röwer kümme sulle se, un wenn uns Beide de Düwel doabi hoult,“ rief er mir zu.

„Wenn uns Beide der Teufel holt, ist nichts gewonnen,“ sagte ich lachend.

„Is man so a Rederei,“ erwiderte er und steuerte mit aller Kraft darauf los.

Jetzt hob sich der Nebel, aber die Wassertropfen wurden häufiger, ein wirklicher Regen schien im Anzuge.

„En betken fluche helpt glück,“ rief mein Führer. „doa frigt de Himmel Respekt vör unser Genen. — Sehe se, he flärt sich up, et regnet, oever det schadt nischt, — jetzt sünn wü dräwe.“ Damit erhob er sich, sprang aus dem Kahne und hielt ihn am Ufer fest, damit ich aussteigen konnte.

„Also morgen Abends um elf Uhr,“ jagte ich, „und reinen Mund.“

„I, wat schnoake se denn det noch ä moal. It wees et ja. Na, gute Bericht.“ Er sprang wieder in den Kahn und bald hörte ich die Ruderschläge nicht mehr.

6.

Ich mußte eine kleine Strecke neben dem Oderufer aufwärts gehen, ehe ich zu dem Fußweg gelangte, und fühlte hier schon, daß Nebel und der sich dichter einstellende Regen, die Frostdecke der Nacht bereits aufgelöst und den Weg schlüpfrig gemacht hatten. Mit dem Zunehmen des Regens steigerte sich auch die Schärfe des Windes, der mir jetzt gerade in's Gesicht blies und den Mantel schon gehörig naß gemacht hatte; doch war ich froh, daß

der Nebel verschwunden war, denn er würde mir kaum erlaubt haben den schmalen Fußpfad, der über den Moorgrund führte, zu entdecken. Jetzt hatte ich denselben erreicht und bog darauf ein. Der Regen schien nachzulassen, doch ward es wieder so finster, daß ich mich nur tappend auf dem kaum sichtbaren Pfade fortbewegen konnte. Der Wind kam mir jetzt mehr in den Rücken. Auf meinen Mantel blickend, bligte mir etwas Helles entgegen, ich griff darnach und entdeckte daß es Schnee war. Der Wind hatte sich also gedreht, der vorherige Regen sich in Schnee verwandelnd war, den feuchten Boden berührend, sogleich geschmolzen, während auf meinem Mantel seine ersten Spuren liegen blieben.

Eine Viertelstunde mochte ich etwa gewandert sein, als entweder eine Wendung des Weges oder Windes, mir den Schnee plötzlich in's Gesicht brachte und immer dichter werdend, der Art entgegen wehte, daß ich die Augen kaum zu öffnen vermochte. Nur äußerst langsam konnte ich vorwärts gelangen. Ich will nicht leugnen daß ich jetzt anfing, mein Abenteuer zu bereuen, aber einestheils ein gewisser Stolz, andernteils die Unmöglichkeit wieder zurück, in mein Quartier zu gelangen, ließen den Gedanken an eine Rückkehr nicht recht aufkeimen. Der Schnee fiel so stark, daß er jetzt schon auf dem feuchten Moorgrunde festen Fuß faßte und wenn auch meinen Pfad etwas lichternd, doch zugleich gefährlicher machte, indem er die dunkle, einsam wandelnde Gestalt, deutlich hervortreten ließ, und sie den Späheraugen der ausgestellten Schildwachen in den sich immer mehrnäherten feindlichen Redouten des Fahrweges, unmöglich entgehen konnte.

Mag der Mensch mit der Gefahr spielen, je übermüthig er will, wenn sie ihm ferne ist; in dem Augenblicke, wo sie ihm naht, wenn nicht etwa die Aufregung dieses Nahen unbeachtet vorüber gehen läßt, kann der Stärkste, der Muthigste, eine gewisse Bangigkeit nicht bewältigen. —

So ging es mir; im Dienst, im Getümmel, fiel es mir nicht ein, an den Flintenlauf zu denken, der jetzt vielleicht eine Kugel auf meine Brust sandte — hier konnte ich diesen Gedanken nicht los werden — Unwillkürlich schlotterten die Knie und langsamer, immer langsamer schlich ich, je näher ich der verhängnißvollen Stelle kam. — Vergieb mir Friede-

rife, dein schutzengelgleiches Bild, das bisher vor meiner Seele stand — hier war es erblichen; ich dachte nur an das feindliche Rohr, an den bleiernen Vogel, der sein Nest so gern in unserm Innern baut. —

So mochte ich noch fünf Minuten gegangen sein, da kam es mit vor, als ob der Schall einer fernen Stimme an mein Ohr schlug — als ob es der Anruf der Franzosen, das Wort „Qui vive!“ sei. Die letzte Silbe glaubte ich deutlich zu hören. Dieser Ruf und der daraus entstehende Schreck, mußte meinen Sehnen neue Spannkraft gegeben haben, um der verhängnißvollen Stelle zu entfliehen; denn unwillkürlich schritt ich rascher vorwärts. Da blitzte es seitwärts auf, züchte über mir hinweg, die Pelzmütze flog von meinem Kopfe, der Wind trug sie weit in den Sumpf, ich gleitete aus, fiel den kleinen Abhang hinunter und mit den Füßen in dem Sumpf steckend bleibend, klammerte ich mich verzweiflungsvoll an den härtern Fußweg an, um nicht unterzusinken. In dieser verzweiflungsvollen Lage verharrte ich eine ziemliche Zeit. Es mußte Naturinstinkt sein, der mir zuflüsterte, ein ruhiges Liegenbleiben verkleinere die Gefahr, in der ich schwebe. So war es auch. Der auf mich schießende Posten hatte wahrscheinlich vermuthet, sein Geschos habe mich getroffen denn es wurde nach dem Schusse alles wieder ruhig, nur meiner Pelzmütze hatte die Kugel ein sicheres Grab bereitet.

7.

Während ich nun so, von Frost und Kälte geschüttelt, dalag und mich nicht zu regen wagte, durchkreuzten tausend Gedanken meinen Kopf, um mich der Gefahr am sichersten zu entziehen, welche vor und rückwärts mit noch immer drohte.

„Dir bleibt kein Weg, als vorwärts,“ sprach ich endlich zu mir selbst, fing an mich aus dem Sumpfe herauszuarbeiten und kroch eine Strecke auf Händen und Füßen fort. „Halt,“ dachte ich nun, „wenn es auf allen Bieren sicherer ginge, die Schildwachen halten Dich so vielleicht für ein vierfüßiges Thier — was thut, wenn man nur der Gefahr glücklich entläuft.“

Gedacht, gethan. Ich kroch wohl eine volle

halbe Stunde, seitwärts am Rande des Fußpfades, im Schlamm und Wasser mühsam hin, aber ich muß sagen, diese, unter anderen Umständen, ewige halbe Stunde, verging mir trotz Kälte, Frost, Kälte und fortwährender Todesangst dennoch entdeckt zu werden so schnell, daß ich aus den Bereich der Redouten gelangt war, ehe ich es noch selbst vermuthete.

Jetzt mußte ich mich, meiner Meinung nach, dem Städtchen Damm gegenüber befinden. Vorsichtig blickte ich umher, ehe ich mich erhob; aber der dichtfallende Schnee verhinderte jede Fernsicht. Nicht den kleinsten Lichtschein konnte ich entdecken, der mit eine Wohnung verrathen hätte, und das Säusen des Sturmes trug jeden Schall einer vielleicht ertönenden Thurmuhr, jedes zufällige Gebell eines Hundes welches ich jetzt mit Jubel begrüßt haben würde, um nur ein lebendes Wesen in meiner Nähe zu wissen, der entgegengesetzten Seite zu. Vor Frost zitternd, zähneklappernd, wagte ich es nun mich zu erheben und versuchte es, durch schnelleres Fortschreiten den Körper wieder etwas Wärme und somit Leben einzubauen. Der Moortpfad währte mindestens noch drei Viertel Stunden, dann erst konnte ich hoffen, einen möglichst festen Boden zu erreichen. Freilich war dieser feste Boden auch nichts als ein mehrere Fuß tiefer Sand; aber gleichviel, ich war doch vor dem Versinken, vor französischen Geschossen sicher, und das Erreichen dieser sonst verwünschten Sandwüste, er schien mir jetzt als das Erreichen eines Paradieses.

Noch aber hatte ich eine sehr gefährliche Stelle zu überschreiten, die, wie mir berichtet wurde, nur zur höchsten Sommerzeit sicher und gefahrlos war: — dem Damm Hochgerichte gegenüber. Indessen es half kein Zittern vor dem Frost, ich mußte vorwärts. Es wurde mir jetzt unheimlich bei dem Gedanken an das nahe Hochgericht — Mancher, vielleicht Unschuldige, hatte hier geendet. — Waren doch erst vor Kurzem hier zwei Bauerjöhne der Franzosenrache als Opfer gefallen, weil man sie bezüchtigte, das Weib eines französischen Soldaten dem sie Vorspann leisten mußten, erschlagen zu haben. Die Ursache ihrer Hinrichtung war und blieb zweifelhaft; aber der Tod der Unglücklichen hier am Hochgerichte war gewiß. Die Franzosen schreckten durch solche Beispiele vor künftigen Versuchen. Hatte nicht auch mancher des Spionirens nur Verdächtige, hier bau-

meln müssen? Sprach man nicht von einer gleichen Execution, welche zwischen gestern und heute hier stattgefunden hatte? — Es durchrieselte mich eisfalt. Warum fiel mir das alles jetzt — gerade jetzt ein? — Mein Blick richtete sich unwillkürlich auf die unheimliche Gegend, und das Auge, welches bisher die näher liegenden menschlichen Wohnungen in der Dunkelheit nicht entdecken konnte, es glaubte das ganze Hochgericht, glaubte deutlich sich bewegende Gestalten dort zu sehen, — Da brummte eine ferne Thurmuhr, es mußte die von Damm sein. Ich zählte — es schlug elf Uhr.

Kaum war der letzte Glockenschlag verklungen, da — es war keine Täuschung — aus ziemlich weiter Ferne — von der Seite wo das Hochgericht lag — erreichte ein klagender, dumpfer, menschlicher Ton mein Ohr — Laute, als ob sie entsetzliche Angst der Brust entpreßte. Mein augenblickliches Stillstehen, ich will es offen sagen, war mehr Wirkung der Furcht, als des Mitgefühls. Alle Kindermährchen und Sagen von diesem Hochgerichte standen plötzlich verwirklicht vor meiner Seele. Ich hörte die Geister sich um ihre Gebeine streiten, sah sie um die, mit hohen Nesseln bewachsenen Grabplätze der Verirrten tanzen, währte mich von ihnen entdeckt und als Störenfried ihres nächtlichen, schauerlichen Reigens von ihnen verfolgt. Ihre langen dünnen Knochenarme streckten sich klappernd nach mir aus. — Ich zitterte an allen Gliedern — durchnäßt und triefend von Frost geschüttelt, ohne Hut — dem Sturme preisgegeben, der das kurze Haar umherpeitschte, daß es zu Berge stand, wie wenn der Igel seine Borsten zum Schutze emporsträubt.

Ist einmal die Furcht vor Uebernatürlichen über uns Herr geworden, dann gute Nacht Vernunft. — Es fiel mir jetzt nicht ein, an meinen Degen zu denken — ich war froh, daß ich so viel Kraft hatte, mich wieder von der Stelle zu bewegen und als ich erst fühlte, daß der Schreck mir erlaubte Herr meiner Füße zu sein, zog ich den Mantel dicht um mich und lief was ich konnte auf dem schmalen Fußwege fort. — Es war ein deliriumartiger Zustand der Aufregung in dem ich mich befand.

Der Wind peitschte mir, wie gesagt, die borstenartig herabhängenden Haare um Stirn und Wange seit jene feindliche Kugel mit die Kopfbedeckung ab-

schlug — ich dachte nicht daran, den Kopf durch die unter dem Mantel verborgene Militärmütze zu schützen, obgleich sie mir bei meinem vierfüßigen Laufe oft genug in die Quere kam, ich fühlte es nicht, daß Schnee und Regen mir ins Gesicht schlugen, dicke Tropfen von den Haaren herabfielen und Hals und Brust durchnäßten — ich fühlte nichts mehr von Kälte, von Nässe meiner Kleider. — Der Angstschweiß triefte mir am ganzen Leibe. — Ich sah, ich hörte nichts, als immer auf's Neue jenen klagenden, menschlichen Angston, der mir — je mehr ich eilte — desto näher zu kommen schien. — Plötzlich stieß ich mit dem vorgestreckten Kopfe hart an etwas an und fiel betäubt zu Boden.

8.

Aus meiner Betäubung weckte mich ein heftiges Rütteln. Ich schlug die Augen auf und bemerkte, daß ich auf einem Bauerwagen lag, welcher nach hinten mit einem forkbähnlichen Weidengeflechte geschlossen war, in dessen engen Raume man mich eingepfercht hatte. Meines Mantels, Degens und Mütze fühlte ich mich beraubt. Der Schnee fiel mir, aber nicht mehr so stark wie früher, gerade in's Gesicht.

In dem Vorderraum des Wagens, mit den Rücken zugehend, erblickte ich vier kräftige Männergestalten, deren eine mit meinem Mantel und Mütze bekleidet war. Zwei saßen ganz vorne, Einer von ihnen lenkte die Pferde. Die beiden Andern nahe hinter ihnen. Ein paar Bund kurzes Stroh dienten ihnen als Sitz. Da der Wagen im tiefen Sande durch die Pferde nur langsam fortgeschleppt wurde und die Männer in lebhaften Gespräche waren, so hielt ich es für's Beste etwas zu lauschen, ehe sie mein Erwachen bemerkten, um aus ihrem Gespräche zu entnehmen, in wessen Hände und Gewalt ich gerathen war. Die Unterhaltung wurde in plattdeutscher Mundart geführt, welches dem Leser zum Theil unverständlich sein würde, ich gebe also nur den ungefähren Inhalt desselben wieder, mich bloß auf einzelne nothwendige Gespräche beschränkend.

Der, welcher meinen Mantel und meine Mütze trug, war ein von den Franzosen als muthmaßlicher Spion ergriffener Bauer, und ward ohne weiteren

Prozeß sogleich zum Strange verurtheilt. Ein zweiter, neben ihm Sitzender, der frühere Knecht des Dammer Scharfrichters, spielte schon seit längerer Zeit, da sein Herr, sich dem Zwange der vielen oft schuldlosen Hinrichtungen zu entziehen, entflohen war, bei den Franzosen den wirklichen Scharfrichter. Er wohnte im nahen Walde, war zugleich Dieb, hebler und trieb, im Vereine mit anderen Gefindel, neben Räubereien auch das Spionhandwerk für Freund und Feind.

Seine Freundschaft rettete dem diesmal als Spion ergriffenen und zum Strange Verurtheilten das Leben. Er war um drei Uhr etwa eingefangen worden und sollte gegen fünf Uhr im Halbdunkel, nur in Gegenwart einer Wache, die Execution an ihm vollzogen werden. Die Schlinge des zu Erbängenden war nun von seinem als Scharfrichter fungirenden Mitgenossen so künstlich gemacht worden, daß sie den Hals nicht zuschnürte, ihm also Gelegenheit ließ, vermittelst der Hände sich an dieser Schlinge zu erheben, den Balken woran er erhängt war und welcher quer über den dreibeinigen Galgen lief, zu erfassen, sich daran festzuhalten, oder, wenn er Kraft genug besaß, sogar sich auf den Balken schwingen zu können und hier in sitzender Stellung abzuwarten, bis Hülfe kam, welche, sobald es Nacht und Alles sicher und stille war, nie ausblieb.

Dies Experiment hatte den scheinbar Erbängten durch den eingetretenen Regen und Schnee, welcher den Balken und Strick glitschrig machte, heute nicht glücken wollen. Das fortwährende Abrutschen und Zurückfallen ihm jene Angstlaute eipreßte, welche an mein Ohr gedrungen waren. Mit mir zugleich nahte aber auch von der andern Seite die ersehnte Hülfe und Befreiung. Der fungirende Scharfrichter machte dem Delinquenten jetzt die bestigsten Vorwürfe über diese Schmerzenslaute, welche ihn und ihre ganze Bande in die größte Gefahr hätte bringen können, und wies dabei auf mich hin, den diese Töne gewiß ebenfalls herbei gelockt hätten.

„Ne groot Mul het det malefij Gesicht imme, over wennt druy ankümt, is't rücht. Blöft in die Middenacht hinut, all wennt schon to Enne wär. Hädd uns durch sinn verdammiges Jugen am Enne sülvst am Zevadder Dribin broacht!“ schrie er.

„Dat Dü nün Dufend Düvel in Grund un

Bode schloaze müchte! Is war Dü moal seß Stunne an den verflirte Dribin hänge. Wulle moal sehe, op Dü nich to jugje anfingst,“ schrie ärgerlich der Gehängte, sprang dabei empor, faßte seinen Retter von hinten bei der Gurgel und riß ihn so unsanft zurück, als ob er sogleich das Experiment an ihm versuchen wollte.

„Utenanner!“ schrien die beiden Andern, und bemühten sich, sie auseinander zu bringen. Als dies gelungen war, deutete Einer auf mich und sagte:

„Wü sinn jüst in de Heide, moakt dat wü den loot weren. Worüm hoast en nich an Ruse's Platz in Galgen uphängt, doa weren wü en loß.“

Ich schauderte bei dem Gedanken an das Loos welches mich hätte treffen können.

„Et is een Priße, und ik bin ok een Priße, un een Priße duht den Annern nisch, sunst hädd ik en am Galge lige loate, oawer do wär he den Franjose in de Henne jefalle — un det jüwt en juter Priße, der seinen Keenig und det Bodderland liew hoat nich to!“ sagte der Scharfrichter.

„No denn moak dat wi en loat weren. Wie möten moaken dat wie wide komme, Du wetst, wat wie de Noacht noch verhebbe. Etwedde — ode — verroade sull he uns nich — he is scho halw doot un et wär bete, wie moakte em janz doot.“ Der Sprecher erhob sich, um sich mir zu nahen.

Ich schloß rasch die Augen und stellte mich starr und todt; denn wenn sie ahnten, daß ich ihr Gespräch gehört, daß ich wußte, es sei die Nacht noch auf einen Anschlag abgesehen, so war ich unrettbar verloren. Des Scharfrichters Vaterlandsliebe, die sich hier auf eine sonderbare Weise äußerte, wäre in diesem Falle sicher nicht stark genug gewesen, mich zu schützen. Wie wenig es mir auch sonst an Muth fehlte, hier, das war leicht einzusehen, war Widerstand vergebens; nur List konnte mich aus ihren Händen befreien. Nicht lange währte es, so hielt der Wagen. Einer umfaßte mich. Ich nahm alle meine Kraft zusammen, ganz starr zu erscheinen. Es mußte mir vollkommen gelingen.

„Is glowe, he is doot,“ sagte mein Angreifer. „Helpt, alleen is he mi to schwer.“

Es trat noch ein Anderer hinzu. Der Eine ergriff mich bei beiden Schultern, der Andere bei beiden Beinen. Ich fühlte mich rasch und kräftig

erhoben, die Furcht, sie wollten mich in den Wald hinein schleudern, hätte mir beinahe einen Angstruf erpreßt. Zum Glücke fühlte ich in dem Augenblicke daß mich vier andere Hände, ebenso wie die ersten erfaßten, ein Stück von der Straße ab in den Wald trugen und zu Boden sinken ließen.

„Na, wenn Du doot bist, to woart hie bis Dú de Roawe wide drage, un de Würme Dú á Groab moake. Hie unne seist Du nisch meh un doa owe foanst verroade, wat de moagst, det bringt uns keenen Schoaden.“

Sie entfernten sich.

9.

Ich lag ziemlich lange, ehe ich nur den Versuch machte, mich zu regen; denn die leiseste Bewegung konnte den noch nicht zu weit Entfernten meine Verstellung verrathen und mich dem sichern Tode überliefern; Frost, Kälte, Abspannung welche ich früher empfand — sie waren verschwunden. Die Ohnmacht welche mich umfing, als ich am Hochgerichte zu Boden stürzte, vielleicht auch ein wenig Schlaf, hatten wohlthätig auf mich gewirkt. Das Gefühl der Rettung aus abermaliger Todesgefahr, ließ mich leichter, freier fühlen und denken. — Der schwere, wassergetränkte Mantel hatte mich mehr belästigt, als er mir nützte; seinen Verlust bedauerte ich nicht, nur den meines Degens. Auch die Mütze lag mir weniger am Herzen; denn Regen, Schnee und Wind hatten aufgehört, wenigstens empfand ich hier im Walde wenig davon.

Wenn ich sagen sollte, wie ich zum Hochgerichte gekommen war — ich konnte es nicht, und doch, das ging aus den Reden der Männer deutlich hervor, hatten sie mich dort gefunden. Ein Ausschreien meinerseits, als ich zu Boden fiel, hatte ihnen wie ich aus ihrem Gespräche vernahm, meine Nähe verrathen. — Die Gespensterfurcht, welche mich dort ergriffen, mußte mich vom Wege ab und unbewußt dorthin gelenkt haben, darum auch schienen mir die ächzenden Töne immer näher zu kommen.

In dieser Hast war ich vermuthlich gegen das alte Gemäuer gerannt, welches die Dunkelheit dem nichts Ahnenden verbarg; aber wie ich mitten über den Moorgrund gekommen, der das Hochgericht um-

gab und den man nur mit Lebensgefahr betrat — bleibt mir noch heute ein Räthsel.

Jetzt hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich im Walde zurecht zu finden, und zweifelte auch durchaus nicht am Gelingen; denn als mein Bataillon noch diesseit der Oder stand, hatte ich denselben zu oft und in allen Richtungen durchkreuzt. — Es war jedoch nicht leicht. Die Finsterniß war so groß, daß man in Wahrheit kaum einen Schritt weit sehen konnte. Ich suchte also zuerst einen gebahnten Pfad zu finden: tappte deshalb zwischen den Fichten umher, und betastete die Erde, um etwaige Wagenspuren zu entdecken.

Richtig — jetzt — jetzt hatte ich eine solche. Ich suchte mit der Hand tiefer in den Boden zu dringen, um zu erkennen, ob es die durch tiefen Sand erkennbare Hauptstraße sei. — Sie war es nicht — es war festerer Grund — also einer jener Holzwege, welche die Hauptstraßen und den Wald stets durchkreuzen, und wenn auch auf Umwegen, doch endlich zu menschlichen Wohnungen führen. Diese zu erreichen, war jetzt mein einziges Ziel, um nicht auf dem feuchtkalten Boden die lange Nacht zubringen zu müssen, und mich, wenn noch so dürftig, ein wenig zu restauriren; denn Hunger und Durst fingen an mich zu quälen. — Ich faßte unwillkürlich in meine Taschen — ein neuer Schrecken — mein Geldbeutel war mir entwendet. — Ohne Geld, in diesem Aufzuge. — Meine Erscheinung konnte nur eine Furcht einflößende sein. — Doch was half's — Noth kennt kein Gebot — Ruhe und Nahrung — gleichviel, wie ich sie errang, erringen mußte ich sie.

Ich ging also vorsichtig auf dem Wege fort, der, wie es schien, tief in's Dickicht führte. Die Finsterniß fing wieder an, einzelne Tropfen aus ihrem Wolkenschooße zu entsenden. Ungefähr eine halbe Stunde mochte ich gegangen sein, da sah ich etwas breit und dunkel vor mir schimmern. Dichter Wald konnte es nicht sein — es war ein Ganzes — nicht aus einzelnen Baumstämmen bestehendes. — Der leicht mit Schnee bedeckte Boden, ließ mich dies deutlich erkennen.

Näher kommend, erkannte ich die Umrisse eines Gebäudes. — Ich jauchzte unwillkürlich auf; denn der Regen fiel wieder dichter herab und durchwäßte

den dünnen Rock. — Jetzt hatte ich das Gebäude erreicht — fühlte daran umher — da, da war die Thüre. — Ich lehnte mich einen Augenblick mit wahrer Wollust an dieselbe, ehe ich klopfte. Sie schützte mich ja schon zum Theil vor dem Unwetter. Ich fühlte jetzt wie nothwendig mir ein Stündchen Ruhe war. Die nur durch immer neue Angst dem Sinken wieder abgerungenen Kräfte, begannen nach und nach ganz zu schwinden. Hunger und Durst quälten mich entsetzlich. — Jetzt pochte ich leise — ich pochte lauter. — Nur der Wiederhall gab mir Antwort auf mein Klopfen. — Sollte das Haus unbewohnt sein? — Es war möglich, denn diese einsamen Waldwohnungen boten zu wenig Schutz gegen räuberische Uebertfälle. Es befanden sich, das wußte ich aus früherer Zeit, mehrere derselben von ihren Bewohnern verlassen im Walde. — Gleichviel — ich wollte nur Ruhe und einen Bissen Brod. — Ich rief — ich lärmte — ich sing, mich ganz vergessend, laut an zu schreien. — Alles stille. — Vielleicht will man aus Furcht um Mitternacht nicht öffnen, dachte ich — und lehnte mich mit aller Gewalt an die Thüre, um sie hineinzudrücken. — Freudiges Gefühl — sie schien nachzugeben.

„Möge daraus entstehen was da wolle,“ sagte ich laut und spreizte mich mit letzter Kraft dagegen. Plötzlich wich die Thüre, schlug gegen die innere Wand und ich stürzte der Länge lang, rücklings auf den Flurboden des Hauses.

10.

Als ich mich von dem Falle auf den harten Lehmboden etwas erholt hatte und mich emporrichtete, fühlte ich einen kalten Zugwind über mich herstreifen; es mußte also nach hinten zu ebenfalls eine Oeffnung vorhanden sein. Ich erhob mich ganz und tappte umher. Beim Erheben hatte ich die Thür erfaßt und vermuthlich so weit von der Wand abgebracht, daß sie der Zugwind erfassen konnte, denn als ich sie losgelassen, schlug sie mit Blitzeschnelle und großem Geräusche zu. Jetzt befand ich mich, gegenüber der Dunkelheit draußen welche mir undurchdringlich schien, wirklich in egyptische Finsterniß gehüllt und griff wieder nach der Thüre, um sie zu öffnen; allein vergebens. Vorher wohl nicht ganz

im Schlosse ruhend, war sie meinem Druck gewichen durch den raschen Schlag aber mußte der Riegel so weit vorgesprungen sein, daß jeder Versuch, ihn zurückzudrängen, eben so machtlos wurde wie einst das Himmelstürmen der Titanen; und ich würde mich glücklich geschätzt haben, wenn jetzt wie damals ein erzürnter Zeus seine Blitze auf mich herabgeschleudert und so durch sein Wetterleuchten das Dunkel gelichtet hätte. Alles, was mir bisher geschehen, es war ein Kinderspiel gegen das Peinliche meiner jetzigen Lage. Von Hunger und Durst gequält, eingeschlossen in einem Raume, der aller Wahrscheinlichkeit nach unbewohnt war, gezwungen hier bis zum Anbruch des Tages zu verweilen, wo es mir vielleicht erst gelang, durch irgend eine Oeffnung den Ausweg zu finden, und dann ohne Stärkung den Weg auf's Neue zu beginnen — ich war wahrhaft in Verzweiflung.

Nachdem ich eine geraume Zeit in dem Tiefdunkel dagestanden, wurde es vor den Augen etwas klarer, ich entdeckte mir zur rechten Seite die Wand und fing nun an, vorsichtig daran hinwegzuschreiten. Bald stieß ich an eine kleine Erhöhung, ich bückte mich und fühlte eine Stufe. Mit beiden Händen darauf tastend, fand ich eine zweite, dann eine dritte.

Fest an die Wand gedrückt, stieg ich hinauf, erreichte eine offene Thür und fühlte die Luft von oben auf mich herabdringen, dennoch schien mir der Raum finsterner als der frühere. Ich trat behutsam hinein, und gewahrte bald woher der Luftzug kam. Es war ein Schornstein; also eine Küche, in welcher ich mich befand — richtig, jetzt hatte ich den Heerd; es mußte noch nicht lange her sein, daß hier Feuer angemacht worden war; die Heerdsteine, ja die Kohlen erschienen mit noch lauwarm, wenigstens war es die Stelle noch, worauf die Kohlen lagen. Als ich mich überzeugte, daß dies wirklich keine Täuschung sei, faßte ich begierig rings auf dem Heerde umher, in der Hoffnung irgend einen Speiseüberrest zu finden und wäre es eine trockene Brodrinde gewesen, ich hätte sie mit Heißhunger hinuntergeschlungen, denn mein Magen bewegte bei dem bloßen Gedanken seine Verdauungswerkzeuge mit gieriger Hast; aber nichts, nicht die kleinste Spur war vorhanden. Ich gab meine Hoffnung dennoch nicht ganz auf. Feuer war hier vor kurzem gewesen, also auch Men-

schen, und das Feuer in der Küche konnte nur da gewesen sein, um Essen zu bereiten. So philosophirend goß ich mindestens doch Hoffnung in meinen leeren Magenraum und setzte meine Entdeckungstour an den Wänden umhertastend, weiter fort.

Da fühlte ich eine Vertiefung in der Mauer, Fachwerk — Töpfe, — ha, jetzt, der eine erschien noch lau. Ich erfaßte rasch, er war schwer, ich hielt ihn zur Nase — er duftete süß. Der Zeigefinger der rechten Hand fuhr vom äußeren Rande des Topfes unwillkürlich nach der innern Seite und rutschte auch sogleich hinein. Die Masse war breiartig, doch stieß ich auch auf harte Brocken.

Der Finger zog sich nun, mit etwas, das daran hängen geblieben war, beschwert, zurück und fuhr, ohne auf ein Kommando zu warten, mit Hast gegen den Mund, aus welchem eben so freiwillig die Zunge ihm entgegenkam.

Es war eine solche Kusssehnsucht zwischen den Beiden wie zwischen Liebesleuten, die sich Jahre lang nach einander sehnten. Jetzt endlich schien sich der Magen zu beruhigen, die Zähne fingen ihre Arbeit an und ich fühlte nun, daß es Kartoffeln seien, die in den Brei, den ich für eine Karverge von Zwetschen und Hollunder hielt, gekocht waren. Wenn die Maus satt ist, schmeckt selbst das Mehl bitter. Dies fühlte ich bei mir zur Wahrheit werden. Sobald der Magen sich gefüllt hatte, fing ich an, den Nachgeschmack etwas bitter, scharf zu finden — es war dies der Beigeschmack des Hollunderkastens — und wollte den Topf wieder an seinen Ort zurückbringen, bemerkte aber dabei, daß er ziemlich leicht geworden war, und fand ihn untersuchend, kaum noch den Boden desselben bedeckt. Fürwahr, nie vor und nachher hat mir irgend ein Gericht solche Wonne bereitet, als dies Conglomerat, welches mir zu anderen Zeiten, den größten Ekel erweckt hätte. Eben hatte ich den Topf erhoben, um ihn wieder an seinen Ort zu bringen, als ich deutlich Fußstritte nahen hörte und bald darauf Stimmen vernahm. Ich horchte, woher der Schall kam, und entdeckte eine kleine Oeffnung in der Lehmwand, dicht neben dem Heerde. Rasch setzte ich den Topf auf den Heerd, und legte das Ohr an die Oeffnung.

(Schluß folgt.)

Wladischizka.

Erzählung

von

Anna Kühn.

(Fortsetzung.)

„Ich konnte mir nicht denken,“ jagte Raumann dumpf, „daß sie Ihr Kind liebten, da Sie es ein Vierteljahr nach seiner Geburt verließen und später nichts mehr von ihm wissen mochten.“

„Nicht lieben? Ihr Kind, eine Mutter? Halten Sie mich für unnatürlich?“

„Ich sagte nur,“ sprach Raumann leise, „daß Sie das Kind des ungeliebten Mannes, mein Kind liebten.“

„O wie oft hab' ich mich nach ihm gesehnt, es mit Thränen herbeigerufen, denn Sie müssen wissen mein Herr, wenn Sie mich auch deshalb noch tiefer in den Staub treten werden, daß ich mich selbst bisweilen hasste und noch hasse. O dann erschien mir meine Leonore wie ein Engel der Verjöhnung und um so schöner, liebenswerther, als unerreichbarer für meine Sehnsucht. Lebt sie? ja sie lebt, sonst würden Sie weinen, denn das Kind hat Ihnen doch nichts gethan, hat Sie nicht behandelt wie die Mutter. O reden Sie, sagten Sie ihr von mir, lehrten Sie ihr mich hasßen, verachten, wie Sie mich verachten?“

Da Raumann schwieg, stürzte Wladischizka außer sich auf ihn zu:

„Mann,“ rief sie mit der vollen Leidenschaftlichkeit ihres Gemüths, „Mann, hast Du mich noch nicht genug gebeugt — rede, lebt mein Kind, oder liehest Du es begraben, weil es mir ähnlich sah, die Du verabscheust?“

Mit diesen Worten faßte sie ihn heftig an, doch wie sein Blick auf sie fiel, sank sie mit stehender Gebärde vor ihm auf die Knie. Große Schweißtropfen rollten von ihrer Stirn und mischten sich mit Thränen, eine ihrer schönen Flechten war herabgesunken, ihr Anzug in Unordnung gerathen.

Jetzt entging es ihr nicht, daß Raumann schwieg, um seine innere Bewegung bitter zu verbergen. Er sprach kurz und leise:

„Leonore lebt.“

„Und sie ist schön und gut — und kennt sie mich?“ frug Wladischizka jauchzend.

„Sie ist schön, wie ihre unschuldige Mutter war, gut wie ein Engel und kennt die nicht, die sie zum Bösen verführen könnte.“

„D nun schilt mich, harter Mann, verdamme, verachte, demüthige mich nach Herzenslust,“ rief Wladischizka zwischen Lachen und Weinen — „stoß die Keuige mit Füßen von Dir — thu' was Du willst, Du liebst ja mein Kind, Du hältst meine Leonore gut. O das war eine große Sorge, als ich Dich jetzt kennen lernte, wie Du bist und daran dachte, daß das arme unschuldige Kind die Sünden der Mutter vielleicht bei Dir büßen müsse.“

„Madame!“ rief Raumann roth vor Zorn, „halten Sie mich für einen Unmenschen? Ein unschuldigtes Kind — mein Kind —“

Er unterbrach sich und warf sich mit abwehrender Geberde in das Sopha, wo er liegen blieb, als wolle er von allem Vorgehenden nichts mehr wissen, als möchte er kein Wort mehr hören und keines mehr sprechen.

Wladischizka schwankte, ob sie gehn solle, oder es wagen, ihn in dieser Stimmung noch einmal um Verzeihung zu bitten.

Seine Unbeweglichkeit schreckte sie. Sie trat zu ihm hin und sprach sanft:

„Emil, bist Du krank? hab' ich Dich beleidigt“ indem ich sagte, ich hätte geglaubt, Du würdest unserer Leonore meine Sünden entgelten lassen? — Emil, o vergieb mir! Ach ich sehe es ja ein, ich wünsche ja nichts so sehnlich, als wieder gut zu machen, was ich an Dir verbrach. Emil, hörst Du mich nicht?“ sprach sie so weich und so schmelzend, als solle ihr Wort Steine beleben. „Kannst Du mich nie mehr lieben? Prüfe mich, beobachte mich, ob ich mich Deiner würdig zeigen werde und verwirf mich, oder — nimm mich wieder auf — nimm mich wieder auf an Dein Herz, wie damals — am Abende unstes Trauungstages. Du zogst mich in das kleine einsame Stübchen am Garten, die Eltern waren fortgegangen mit den Gästen, ich folgte erbebend, doch so unwissend. Dort angelangt nanntest Du mich mit zahllosen, schönen, zärtlichen Namen, zogst mich so glühend an Deine Brust, daß mich ordentlich ein Schwindel überkam, küßtest mich so heiß, daß es mich bis in die Fingerspitzen durchzuckte — der Duft aus dem Garten, der Duft des Nachtschattens betäubte

uns dazu und immer fester drücktest Du mich an Dich und immer inniger schmiegte ich mich an Dich an — so schlangen meine Arme sich um Deinen Hals“ —

Und Wladischizka schlang in Wahrheit ihre Arme um Raumanns Hals. Er hatte die Augen geschlossen und es schien, als sei er der Gegenwart entrückt. Sie sprach leise weiter:

„So suchten endlich meine Lippen auch die Deinen, denn immer verlangender wallte das Blut durch meine Adern, — so fanden sie sich“ —

Und glühend begann Wladischizka erst die Stirn und dann, muthiger geworden, den Mund Emil's zu küssen. Sie bebte vor Leidenschaft und ihr aufgelöstes Haar beschattete Raumanns Gesicht. Auch seine Brust hob sich schwerathmend, dann immer schneller und fliegender, doch machte sein Arm keine Bewegung Leonore zu umfassen, was diese mit Sehnsucht erwartete. Plötzlich sprang er auf und stieß sie unsanft von sich.

„Wo war ich?“ rief er. „Wie alt bin ich? Neunzehn oder neunundzwanzig Jahre? Hahaha?“ lachte er wild, — „tolle Phantasie!“ er sah sich um, erblickte Leonore, die bleich da stand und mit einem unverkennbaren Laut des Abscheu's und Schreckens und einer abwehrenden Geberde, stürzte er wie wahnsinnig zur Thüre und kurz darauf zum Hause hinaus.

Wladischizka stand wie vom Donner gerührt allein da.

Als sie sich am andern Morgen in ihrem Zimmer erblickte, wußte sie nicht wie und wann sie dahin gekommen war. Der Kopf war ihr furchtbar eingenommen, daß sie sich erst besinnen mußte, was eigentlich geschehen war, daß sie in diesem Zustand gebracht hatte.

Als sie dessen wieder inne wurde, kannte sie wie von Furien aufgeschreckt in's Theater um zu erfahren, ob Raumann auf die Probe kommen werde.

Man probirte eilig ein andres Stück, denn er war abgereist.

„Ha!“ kreischte Wladischizka, als sie das hörte und sank ohnmächtig in Lina's Arme.

„Sie liebt ihn!“ flüsterten alle Collegen und Colleginnen und Uebelwollendere setzten hinzu:

„Und er ist der Erste, der ihr wiedersteht, der ihr flieht.“

Wunderbar ruhig schien der Director die Ra-

richt aufgenommen zu haben, die ihn um den Magnet seiner Vorstellungen brachte und für den kein Ersatz zu finden war. Raumann wurde nicht verfolgt, nicht als durchgegangen betrachtet, es war von keinem Strafzählen die Rede und während Alle sich darüber wunderten und von Bevorzugungen und Ungerechtigkeiten sprachen, vermuthete Wladschigka, daß der Director bestochen und wohl gar in dem von Raumann angedeuteten Geheimnisse sei.

Sie hatte erst beschlossen, letzteren zu verfolgen und auf keinen Fall mehr bei der Gesellschaft zu bleiben wo sie seit jenem unverhohlenen Schreck über seine Abreise, nur Spöttereien und anzüglichen Blicken und Reden ausgesetzt sein würde. Allein ihre Gesundheit war so wankend geworden, daß sie die Strapazen einer Reise unmöglich hätte ertragen können und ihre pecuniären Verhältnisse so schlecht, daß sie oft genöthigt war einzelne Groschen von Lina zu borgen. Früher hätte sie sich wohl kein Gewissen daraus gemacht, gegen einige Gunstbezeugungen, Geld von einem ihrer Amdeter zu entnehmen, um einem andern, flüchtigen Liebhaber nachreisen zu können. Jetzt war es anders, ganz anders und wie nur bei so leidenschaftlichen Naturen. wie die ihre war, große Umwälzungen schnell und mächtig hereinbrechen können, so konnte auch sie sich nur in Extremen bewegen.

Die unerwiderte Liebe zu Raumann machte sie zur Nonne.

Etwas mochte sie wohl auch noch an diese Schauspielergesellschaft fesseln: Lina Wendheim, die sie von Raumann geliebt glaubte und überwachen wollte. Dieses gute Mädchen opferte ihr, der Vereinsamen, Trostlosen, alle freie Zeit und Wladschigka sah immer mehr, daß ihre Befürchtungen ohne Grund gewesen waren.

Einmal, sehr kurze Zeit nach Emil's Abreise, brachte sie das Gespräch mit allem Fleiße auf ihn, was sie bis dahin verweilen hatte, weil sie fürchtete zu verrathen, daß sie seine Gattin sei, während ihr daran lag, es vor der ganzen Welt, selbst vor Lina, zu verbergen.

„Ich muß es Dir gestehen, meine Lina,“ sprach sie bewegt, ich liebe diesen Raumann so sehr, daß er mich zu einem ganz andern Wesen gemacht hat, ach! ohne es zu wollen, denn er liebt mich nicht; er floh vor mir und ich bin sehr unglücklich.“

„Woher weißt Du, daß er Dich floh?“

„Genug, ich weiß es und es erfüllt mich mit tiefem Grame. O, er war so schön, aber hart“ —

„Das sage ich auch,“ erwiderte Lina ruhig, „ich habe wenig mit ihm gesprochen, aber das Wenige genügte, um mir zu beweisen, daß mehr Härte als Milde in ihm wohne. Vielleicht hat ihn sein Schicksal“ —

„Kennst Du es?“ frug Wladschigka.

„Nur nicht so heftig, daß schadet Deiner Gesundheit“ entgegnete Lina beruhigend.

„O ihr glücklichen, kalten, berechnenden Wesen, ihr werdet auch für die tugendhaften gehalten. Und leidenschaftlichen, hingebenden dagegen, uns sagt man unter vier Augen: Du machst mich selig! und öffentlich — verachtet man uns. O mir geht ein Licht über mein ganzes Leben auf. Ich habe den Moment stets gefürchtet — ach! ich konnte nie speculiren, heißes Blut kann das nicht. — Genug! sein Schicksal — sagtest Du —“

„Ich kenne es nicht! ein einziges Mal hatte ich mit Raumann eine längere Unterredung“ —

„Das soll wahr sein“ — sprach Wladschigka in ihren Gedanken sich weiter fort spinnend, „den Mann will ich achten, der mit dem Mädchen, das ihn heimlich beglückt, sich auch öffentlich zeigt und sie aufmerksam und gut behandelt, sei sie wer und was sie wolle, ausgestoßen von der Gesellschaft —“

„Du hörst mich nicht, Wladschigka und bist doch so gespannt etwas von Raumann zu wissen.“

„Ja, rede, rede“ —

„Er scheint unglücklich geliebt zu haben, unglücklich verheirathet gewesen zu sein — seine Frau mag eine Glende“ —

„Siehst Du, da hab' ich Dich“ rief Wladschigka — „wenn zwei Leute nicht zusammen passen, gezwungen werden von Eltern, oder vielmehr noch gar keinen Willen haben, zu unverständlich, zu jung sind, um, ach! da unterbrach' ich Dich wieder,“ lenkte sie hier schnell ein, bemerkend, wie leicht sie sich verrathen konnte.

Lina wußte zum Glücke von Wladschigkas Vergangenheit gar nichts, nicht einmal das, was man sich beim Theater und im Städtchen von ihr erzählte und was wir früher schon mittheilten. „Nun, seine Frau mag' ihn verlassen haben und ist später gestorben“

„Todi?“ schrie Leonore — „hat er das gesagt? Todi?“

„Er sagte nur,“ begünstigte Lina, „sein Kind würde eine Waise sein, nicht angenommen — nun da kommt man wohl auf den Gedanken seine Frau könne todt sein.“

„Und das Kind?“ fragte jene wieder mit inniger Theilnahme. „Wo ist es?“

„Das weiß ich nicht er sprach nicht davon.“

„Bei meinen Eltern kann es nicht sein,“ flüsterte Leonore für sich, „denn sie sind seit sechs Jahren todt, er hat die seinen nie gekannt, wo also“ —

„Was redest Du?“

„Nichts, nichts! aber sieh, Du hast lange Gespräche mit ihm geführt, da Du so viel weißt.“

„Er hat das Wenige mit und der Directorin erzählt, die ihn gar zu dringend um Nachrichten aus seinem Leben bat. Ich war zufällig dabei und machte nur die Bemerkung, daß er über Alles sehr scharf aburtheilt. Ich sagte es ihm und er erwiderte kalt: „Mein Fräulein, Sie kennen das Leben noch nicht.“ Die Directorin bat ihn um ein Gemälde, da er ja so schön malen sollte, sie bat ihn, ihr den Namen zu nennen, den er in Italien geführt habe, damit, wenn man von seinen Bildern lesen sollte, man wenigstens wüßte, an wen dabei zu denken sei. Aber er entgegnete kurz: das ist nicht möglich. So weist er alle Theilnahme zurück“ —

„D ich bin sehr unglücklich“ meinte Wladischigka und lehnte sich auf Lina's Schulter. „Sei froh Du kalte Seele, daß Du ihn nicht liebst — doch vielleicht würde er gerade Neigung für ein solches zurückhaltendes Wesen empfinden. O Gott, ich tödtete Dich ja vor Eifersucht.“

„Wladischigka, Du reißt Dich auf, wenn Du so fortfährst,“ rief Lina. „Beruhige Dich darüber ganz, ich liebe ihn nicht. Mich reizt kein Mann, der durch sein kaltes, abstoßendes Wesen reizen will. Wir sind diese Heldennaturen gleichgültig, die stark erscheinen, weil ein armes Weib um Liebe zu ihren Füßen steht, das ihnen nicht genug gefällt, um sie wieder zu lieben. Die Herren der Schöpfung sind mir überhaupt lächerlich, größtentheils lächerlich, da ihre Stellung in der Gesellschaft immer zu dem macht, was sie sind. Diese Adame alle, die stets die Entschuldigung brauchen, daß Eva ihnen den Apfel zu-

erst gereicht habe. Sie dienen mir zu weiter nichts, als sie zu beobachten damit ich sie in meinen Stücken auf der Bühne mit Gottes Hülfe noch einmal recht abbildern kann.“

„O Du Glückliche! Du tausendmal Glückliche!“ rief Wladischigka. „Gott erhalte Dir diesen Sinn. — Und weißt Du's von Holl?“

Wladischigka wandte sich schweigend ab.

„Er wechselt die zärtlichsten Briefe mit seiner Frau, Alles ist vergessen, vergeben! Da hast Du's! Freilich ist sie vor einem zweiten Betrüge eben so wenig sicher, wie vor dem ersten (wenn's der erste war!) allein, was thut's, das dumme Weib geht darauf ein. Hahaha! diese gutmüthigen Weiber, Lämmer, sollte man sagen.“

Wladischigka dachte in demselben Falle ist freilich Raumann; dann sprach sie:

„Mädchen, woher nimmst Du diese Denkungsweise? Aus meinem Innern und befestige sie durch das, was ich täglich sehe und höre.“

„Du wirst keinen Mann fesseln.“

„Das will ich auch nicht,“ sagte Lina trocken, „wozu? Andere thun es und mühen sich gerade genug darum. Wenn sich ein Mann nicht an mich fesselt, ich fessele mich gewiß nicht an ihn.“

„So hör' ich Dich noch nie! Seit wann bist Du so?“ —

„Ich war immer so, liebe Seele, aber ich schwieg. Die Gelegenheit bringt mich zum Reden. Ich bewunderte Dich, aber begriff Dich nie. Du kamst mit vor wie eine Heldin, die sich den Männern opfert, Gott weiß aus welcher großmüthiger Grille. Wär' ich ein schönes Weib, ich ließ die prahlerischen Männer vor mir schmachten, wie Tantalos im Hades.“

„Du bist sehr hübsch Lina und wirst noch schöner werden,“ sagte Wladischigka mit einem Anflug von Scherz. „Versuche doch einmal Deine Theorie in Praxis zu übersetzen.“

„Ich habe keine Zeit dazu,“ entgegnete jene ruhig, „ich muß mein Talent bilden, ich muß sehn, daß ich vorwärts komme. Deine Liebeleien haben Dein schönes Talent zersplittert, Dich in eine Deiner unwürdigen Sphäre gefesselt gehalten — o Schmach! — Schmach! — Man weiß so wenig — lerne man doch anstatt zu lieben.“

„Die Liebe wird Dir noch einen Streich spielen, kleine Spröde!“

„O, ich will die Farce, den Witz einmal mit machen,“ lachte Lina, „aber vorsichtig, schlau! Ich bin nicht kokett, das überlasse ich untergeordneteren Geistern, ich nehme mir keine Zeit dazu; ein, zwei Stunden lang geht's, dann kommt mir die ganze Geschichte und der Grund, die Veranlassung dazu so höchst langweilig vor, daß ich mich mit Ekel ab- und etwas Besserem, Höherem, als Lapsal für meine schwachtende Seele zuwende. Wladschigka, Du hast so schöne Talente, reiße Dich heraus aus dem Dunst Deiner Liebesaffairen. Das sind Vegetabilien, die bald in Fäulniß übergehn müssen, wende Dich dem Unvergänglichen, der Kunst zu — jetzt ist der Wendepunkt Deines Lebens! Entsage dem Schmutze, hebe Dich in die Lüfte.“

„Ja, ja, der Wendepunkt meines Lebens — Du sagst es, kleiner Denker!“ erwiderte Wladschigka halb gedankenlos, indem sie etwas mit einer Bleifeder auf ein vor ihr liegendes Blatt emsig zeichnete. Die Kunst soll mich entschädigen“ — murmelte sie weiter

„Entschädigen ist ein entwürdigender Ausdruck — zur Vernunft bringen, wieder zum idealen Menschen erheben — das“ —

„Sieh, was Liebe kann!“ jauchzte Wladschigka plötzlich auf und hielt das Blatt Papier Lina hin. Diese staunte:

„Raumanns wohlgetroffenes Porträt! O, so gut getroffen, jeder Zug, der Mund, der eine Winkel zum Hohnlachen verzogen, die Stirn an der Nasenwurzel etwas dick, weil der Ernst dort lagert — Wladschigka, welch' ein Talent?“

„Welche Liebe! mußt Du sagen,“ rief diese.

„Er der mich verachtete und ich, die seiner so lebend gedenkt, daß sie jeden Zug wiedergeben kann.“

„Wie könntest Du das ohne Talent?“

„Wie könnt' ich das ohne Liebe?“

Beide Antagonistinnen sahen sich roth vor Erregung an.

Lina faßte sich schnell. Sie sah mit scharfem Auge sogleich das Lächerliche dieser Scene, wie sie stets wenn auch Theilnehmerin an einem Streite, mit einem innern Auge über das Vorgehende betrachtend hinschweifte.

„Wozu streiten, wo das Resultat spricht,“ sagte

sie einlenkend. „Zeichne mich einmal ab, wenn ich nicht hier bin, es wird ebenso gelingen.“

Wladschigka hörte nichts. Sie jubelte und küßte das Bild so sehr, daß Lina für gut fand, es ihr unter dem Vorwande eine Einzelheit daran beobachten zu wollen, zu entziehen, weil es verdorben worden wäre.

„Für solche wahnsinnige Menschen muß man denken und handeln,“ sagte sie zu sich selbst. „Male es nun auch bunt,“ fuhr sie zu Leonore gewendet fort, die noch immer jubelte.

„Du sagtest mir einmal, Du habest früher Unterricht im Malen gehabt?“

„Ja, ja,“ rief die Gefragte, „zwei Jahre lang bei einem sehr gütigen Lehrer — damals gütigen Lehrer“ — fügte sie leiser hinzu. „Er staunte über mein Talent — ach! jene Zeiten!“ —

„Hervor, hervor, damit! Morgen bring' ich Dir Alles Nöthige, Du mußt Raumanns Kopf in Lebensgröße malen.“

„O Himmel, welch' ein Glück!“ jauchte Wladschigka, froh wie ein Kind.

„Diese tollen Verliebten,“ murmelte Lina als sie wegging. Wie kann man so sehr lieben, daß der Ehrgeiz darüber in den Hintergrund tritt? Man muß lieben, ja, um wo die Phantasie nicht ausreichen kann, die Wirklichkeit, das Erlebte in die Schilderung zu bringen. Man muß lieben, um als Schriftsteller schildern zu können. Doch das darf man den Männern nicht sagen, sonst geht keiner in die Falle. Sie sind zu fein, zu speculativ, sie sehen nie Alles ein, wie ein Weib. — Ich hätte auch gegen Wladschigka nicht so offen reden sollen. Wie staunen sie ein Wesen zu finden, wie ich bin. Ich werde künftig schweigen, denn natürlich sein, mich geben wie ich nun einmal bin, das darf ich doch gegen Niemand. Dann schreien sie über Kälte, Härte, da muß man unglücklich geliebt haben, betrogen worden sein, um zu solcher Anschauungsweise zu kommen und das ist Alles bei mir nicht der Fall. Kälte, Kälte! Was ist denn die Wärme der Andern? Gemeine Sinnlichkeit, Fleischlichkeit, nichts weiter.“

Und mit den Worten:

„Schweigen, Schweigen, Lina!“ trat sie in ihr Zimmer.

An ihrer Thüre angelangt, fiel ihr ihre Begegnung mit Bucheneck ein.

„Denk so ein einfältiger Lieutenant“ sprach sie hohnlachend, mir eine Freude zu machen, wenn mich seine Dummheit per excellence: schön nennt: Hahaha! Er könnte mich einen Affen nennen, es wäre mir eben so recht, ich würde ihn dann höchstens: Brüdern anreden.“

Am andern Morgen fand Lina Wladischizka sehr niedergeschlagen. Sie sagte, sie habe von Raumann geträumt und gesehen, wie er finster sein von ihr gemaltes Bild zerrissen.

Sie wollte nicht daran gehn, obgleich Lina auf eigene Kosten alles Nöthige herbeigeschafft hatte. Lina verlor beinahe die Geduld und rief einmal über das andere:

„O Musen! gebt doch solchen thörichten sinnlichen Menschen keine Talente. Sie sind dort weggeworfen!“

Zu sich selbst aber sagte sie:

„Wladischizka ist schon werth, daß man mit ihr umgeht. Sie ist ein interessantes Problem. Man hat etwas zu studiren an ihr, das fesselt mich an sie, das läßt mich ihr manches Opfer bringen.“

Am Nachmittag kam sie um zu sehen, wie weit ihre aimable Thörin gekommen sei.

Sie hatte begonnen. Lina lobte sie und während Wladischizka nachlässig einige Sachen zusammenwarf, um sie ins Theater tragen zu lassen, wo sie diesen Abend den Pariser Taugenichts spielen sollte, setzte sich die Wendheim auf den Rand des Bettes, der noch immer als Sopha diente und sprach:

„Zur Belohnung bringe ich Dir eine Nachricht, die Dich interessieren wird. Doch bitte ich mit aus, daß Du ruhig bleibst.“

„Welche?“ fuhr Leonore auf. „Raumann betreffend? Rede!“

„Gelassen!“ entgegnete Lina, „sonst schweige ich. Cäcilie Schaumers Bräutigam, der Student Grün, ist zu Besuch gekommen. Ich habe das Fräulein, dem ich begegnete und das höchst liebenswürdig gegen mich war (das heißt so in der protegirenden Weise liebenswürdig, die mich immer innerlich lachen macht) ich habe also das Fräulein höflichst gebeten

von ihrem Bräutigam den Aufenthaltsort Raumanns herauszulocken. Sie meinte selbst, er werde ihn wissen und als ich ihr durchblicken ließ, es handele sich um eine kleine unschuldige Intrigue, da war sie vollends ganz dabei. Du mußt wissen, daß uns die Mädchen aus den höhern und höchsten Ständen im Stillen um nichts so sehr beneiden, als um die kleinen Intriguen und galanten Händel, die wir mit so viel Freiheit anzetteln und durchführen können.“

Wladischizka war außer sich vor Freude über diese Nachricht und spielte in heiterer Stimmung den Taugenichts so hinreißend, daß der Director ihr einen vierteljährigen Contract anbot und ihr zu ihrem Benefiz ein neues Stück bewilligte, zwei große Gunstbezeugungen an einer solchen Bühne.

Lina wußte sie klug hinzuhalten und zu fleißigem Malen anzutreiben, bis sie endlich von Cäcilie die Botschaft empfing: ein Brief sei von Agram an ihren Bräutigam gelangt und als derselbe ihn in ihrer Gegenwart geöffnet, habe er gerufen: von Raumann. Cäcilie hatte das Couvert mit dem Poststempel: Agram entwendet und es Lina mitgebracht.

Diese reichte es Wladischizka mit den Worten: die vornehme junge Dame will aber nun etwas von unsrer Intrigue wissen. Was soll man ihr sagen?“

Leonore sah und hörte nichts mehr, sie küßte das Couvert tausendmal, fiel Lina um den Hals und legte es neben ihre Staffelei, um sich daran bei der Arbeit zu begeistern.

Gern hätte sie gewußt, was Raumann an Grün geschrieben, allein Lina versicherte ihr, daß dies selbst für Cäcilie ein Geheimniß geblieben sei.

Raumanns Bild war endlich fertig. Leonore hatte mit einem Fleiß, einer Hingebung daran gearbeitet, daß man es, bis auf kleine Unvollkommenheiten in der Praxis: vollendet nennen konnte. Die Liebe hatte hier, verbunden mit einem ohnstreitig großen Talente den Pinsel geführt, sie hatte ihren belebenden Odem dem Bilde eingehaucht.

Leonore war einen Moment glücklich, doch beweinte sie sehr, das heißgeliebte Bild nicht küssen zu können.

(Schluß folgt.)

Poesie-Briefe.

1.

Pöblichem oder unlöblichen Brauche zufolge müßten sich die Artikel, die wir in Nachfolgendem beginnen, „Literatur-Briefe“ überschreiben. Präventiv klinget dieser Titel nicht mehr, denn wenn auch die Namen Lessing, Nicolai, Mendelssohn einst mit demselben in Verbindung gestanden haben; so wissen die meisten unsrer Literaten davon nichts oder wenig. Sie schreiben „Literatur-Briefe“ und zwar über diejenige Literatur, welche sie selbst erzeugen. Darüber aber wollen wir, vor der Hand weder im Bösen noch im Guten referiren, sondern es bei dem Kreuze, welches Göthe in dem Epigramme schlägt, bewenden lassen. Unsrer Briefe sollen sich mit dem beschäftigen, was von dem Publikum gewöhnlich für eins mit „Literatur“ gehalten wird: mit der Poesie, mit der Poesie als Kunst! — Immer entschiedener tritt die Nothwendigkeit hervor eine Scheidung der angedeuteten Begriffe zu erstreben, wir werden dieselbe damit beginnen, daß wir uns jeglichen Urtheils über die Thaten und Productionen des Literatenthums zu enthalten versuchen. Um kurz eine Definition zu geben, wie wir wohl eigentlich Dichter und Literat scheiden wollen, nehmen wir an: daß der Poet als der ehrenhaft strebende Künstler, der Literat als der eigentliche Handwerker der geistigen Oeffentlichkeit zu betrachten ist. Denn das Freiligraths empörender Ausruf:

„Sei, der zweiseitig ruhig steht
Auf der frisch erkämpften Gränze,
Lagelöhner und Poet
Eine beider Würden Kränze!“

von der Mehrzahl unsrer Literaten in noch ganz anderm Sinne als in dem Freiligraths gedeutet worden ist, das zu leugnen dürfte wohl schwerlich irgend Jemand beikommen. Literaten freilich können Wissen, Geschick, Raffinement — vor allem Erfolge, kurz alles erdenkliche besitzen, sie können endlich gestern noch Dichter geschienen haben und heute finden, daß Handwerk auf geldnem Boden ruhe, während die Kunst keine solide (d. i. keine materielle) Basis besitzt; dies Alles erschwert unsre vorgelegte Scheidung unendlich. Außerlich verlaufen die Linien des dichterischen Künstlerthums und des Literatenthums in einander, beide haben die gleichen Mittel der Kundgebung: Bühne, Bücher, Zeitschriften. Aber innerlich — und hierauf stützen wir uns — ist der Unterschied ein so scharfer, daß der Feinsühlende zur Kenntniß desselben keiner Anleitung bedürfte.

Doch: hie Wels! hie Waiblingen! Die Literatur oder vielmehr Literatenkönige haben die Poesie schon längst verworfen. Unter dem Deckmantel: Opposition gegen die Fluth lyrischer Producte zu machen, lehnen

sie vornehm alle Poesie, die sich als Kunst giebt, ab. Warum sollen wir nicht für die Kunst in die Schranken treten und soweit wir es vermögen die Bestrebungen, die Versuche derselben würdigen?

Eine Zeitschrift („Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt,“) die wir als zu exclusiv nicht ganz zu unserm Muster nehmen können, die aber immerhin das Eine, was Noth thut: Vertretung der Künstler gegenüber den Literaten erstrebt, überhebt uns durch einen Ausspruch, den auch wir zu unserm Motto machen, anzudeuten in welchem Sinne nach einer andern Seite hin diese Poesie-Briefe geschrieben sein werden: „Wir haben es kein Hehl, daß wir die Wirkung auf die Massen nicht für den Maßstab einer poetischen Kraft halten, daß wir die Kopfszahl gering und den Charakterkopf hochschätzen!“ — In der That, hier ist ein wesentlicher Scheidepunkt. Das Literatenthum pflegt gemeinhin den Erfolg zum kritischen Maßstab zu machen, und es fehlt nicht viel, daß Diejenigen, welche den Ton der sogenannten Durchschnittsbildung die keine Bildung ist, treffen, als die bedeutsamsten Kräfte gepriesen werden. Einige der vornehmsten „reviewers“ machen hier eine Ausnahme, im Allgemeinen wird sich unsre Behauptung als richtig erweisen.

Fragt es sich nun endlich mit welchem mehr oder minderen Grade von Wohlwollen wir bei unsern Beurtheilungen zu verfahren gedenken, so berufen wir uns auf das Wort Immermanns: „in das Schiff der Zeit muß die Bousssole gethan werden, das Herz.“ Wie wir dasselbe der Production entgegenhalten, wie wir es von der Kunst fordern, so müssen wir es ihr entgegenbringen. Unter dem Herzen der Kritik verstehen wir aber das Mit- und Durchempfinden der Production, verstehen wir das Vertauschen des weltlicherlichen Tones mit einem wahrhaft fruchtbringenden, mit einem entgegenkommenden Eingehen auf Wollen und Absicht der Schaffenden. Wir vertreten keine Schule, keine Clique, wer von sich zu sagen vermag „Anch'io sono pittore“ (das pittore hier in poeta verwandelt) den wollen wir freudig begrüßen. Es beginnt sich allerwärts zu regen, und unsre Hoffnung, daß nach langer Zeit der Literaten wieder einmal eine der Poeten komme, täuscht uns wohl nicht. In Anbetracht dessen wenden wir uns zunächst zu einigen neuern Erscheinungen auf dem Felde der Dichtkunst, die zur Motivirung dieser Hoffnung beizutragen vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte

von

Herrmann von Torper.

Kindlein Poesie.

Wenn um das Wo und um das Wie
Umsonst die Klugen streiten,
Dann sollst Du Kindlein Poesie
Mit Deinem Stab uns leiten.

Du kennst die Stätten, wo geheim
Noch heut' der Zauber waltet,
Wo aus dem unächtbaren Keim
Das Leben sich entfaltet.

Du siehst zur Schattenwelt hinab,
Zu brechen ihre Riegel,
Und Deine Kerze löst vom Grab
Des Todes schwarze Siegel.

Wohl hat aus ihrer Wellen Schaum
Dich Gegenwart geboren,
Und heitern Sinnes giebst Du Raum
Dem sücht'gen Tanz der Horen;

Dech ewig treu und ewig jung
Im Wechsellauf der Jahre,
Die Blume der Erinnerung
Tragst Du im braunen Haare.

Dein ernstes Aug' entziffert gern
Die Runen künft'ger Tage,
Und kennt von einem andern Stern
Die hoffnungsvolle Sage.

O Himmelstind, keh' nicht so stumm!
Laß Deine Stimme schallen!
Es gehen finstre Geister um,
Und kalte Rebel fallen!

Du willst es nicht, daß schon in Nacht
Die schöne Welt sich hülle,
Laß sie erhehn in ihrer Pracht,
In ihrer Jugendfülle!

Zeig' uns auf einem festen Grund
Lebendige Gestalten,
Das Auge klar, das Herz gesund,
Die Stirne ohne Falten!

Jugend mißt mit eignem Maß.

Ihr sollt darum nicht weniger mich lieben,
Weil ich einmal zu lang im Keller saß;
Im Goethe, wie im Hegel steht's geschrieben,
Daß Jugend mißt mit ihrem eignen Maß.

Ein Glas zuviel, das ist der Jugend Weise,
Und wer es trinkt, ist drum kein schlechter Mann!
Auf euer Wohl, ihr Brüder! Leise, leise
Mit vollen Gläsern stoßt noch einmal an!

Ein Kuß zuviel von purpurrethem Munde
Und wären's zwei, das ist der Jugend Art:
Der ist nicht würdig einer Schäferstunde,
Der küssen will erst mit ergraumtem Bart.

Die Jugend streift vom engen Pfad der Regel
Gern rechts und links ins grünende Gefild;
Geschrieben steht's im Goethe, wie im Hegel:
Im eignen Herzen ruht der Jugend Schild.

Fenilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtungen. Daß Moritz Heyd-
rich eine neue Tragödie „Leonore von Portugal“ voll-
endet, haben wir bereits in letzter Nummer erwähnt.
Der vielversprechende und ernststrebende Dichter ist
gegenwärtig mit einem dramatischen Werke aus unsrer
neuern Nationalgeschichte dessen Held der General York
ist, beschäftigt. — Otto Ludwig dichtet wie wir
hören an seiner „Agnes Bernauer.“ Möge es ihm
gelingen diesen gewaltigen Stoffschatz vollständig zu
heben. Paul Heyse's Drama „der Weißbüsch“ ist
nach einer irischen Sage bearbeitet und soll auf's neue güt-

tigen Beweis für die Begabung und Phantasiefülle
Heyse's ablegen.

Musik. In Frankfurt ist Eberubi's Oper
„Medea“ neu einstudiert worden. — Richard Wag-
ner's „Lohengrin“ wurde in Bonn und Riga zum
erstenmale aufgeführt.

Grabbe's Leben von K. Ziegler. Im Verlage
von Hoffmann und Campe in Hamburg ist eine Bio-
graphie Grabbe's, des gigantischen Dramatikers, er-
schienen. Der Verfasser derselben nennt sich Karl
Ziegler und ist, soviel wir in Erfahrung gebracht
haben, ein Gerichtsbeamter in Detmold, der Vaterstadt
Grabbe's. Das Buch mußte billig unsre Aufmerksam-

keit in Anspruch nehmen und wir werden demselben eine ausführlichere Besprechung widmen. —

Vermischtes.

Eine zurückgegangene fürstliche Verlobung.

In den Jahren 1572—1573 wurde vor einer churfürstlich sächsischen Commission, bestehend aus den Geheimen- und Kammerräthen: Graf Bernhard von Hardeck, Hans von Bonikau, Abraham Bock, Wolf von Schönberg und Dr. Georg Cracau, zu Leipzig ein sehr interessanter Handel geführt, der, zur geheimern Geschichte der Hofe gehörig, durch die Processacten einiges Licht erhält. — Fräulein Juliane, die Tochter Graf Wilhelm des ältern von Nassau und die spätere Gemahlin Graf Albrechts zu Schwarzburg (Stifter der Rudolstädtschen Linie) war nach dem Bericht des Schwarzburgischen Chronisten Paul Jovins König Friedrich dem zweiten zu Dänemark verlobt gewesen, „letzterer aber sei zur Wiederaufhebung der Heirath durch etliche Leute verhebt worden. — Aehnlich muß diese Sache Graf Günther zu Schwarzburg (dessen Gattin Katharina die älteste Schwester der Gräfin Juliane war) angesehen haben. — Er hatte bei den Verhandlungen über die Heirath die Rolle eines Unterhändlers gespielt und dem Dänenkönig — nach dem Memorial, welches derselbe der eben erwähnten Leipziger Commission zukommen ließ — zuerst den Vorschlag einer Vermählung mit dem nassauischen Fräulein gethan. König Friedrich der zweite gab zu, daß er diesem Plane seinen Beifall nicht versagt habe, behauptete dagegen, den Ring, welchen er durch Graf Günther dem Fräulein Juliane habe zustellen lassen, nicht als ein Zeichen der Verlobung, sondern seiner Geneigtheit zu einer solchen, angesehen zu haben. Er erklärte ferner seinen „vertrauten Kämmerer“ Hans Spiegel an den Grafen geschickt zu haben, um demselben nochmals dieser Geneigtheit zu versichern. Spiegel habe hierbei, jedenfalls bestochen von der Schönheit des Fräuleins, die Angelegenheit mit einiger Gewisheit betrieben, die sie auch unfehlbar erlangt haben würde, wenn Graf Günther mit Fräulein Juliane an dem Orte der verabredeten Zusammenkunft zur bestimmten Zeit erschienen sei. Da dies aber nicht der Fall gewesen, habe sich des Königs vorher gehabte Neigung wieder zerstreuet. — Wie dem auch gewesen

sei: Graf Günther sah die Angelegenheit in einem durchaus andern Lichte, währte das gesammte Schwarzburgische und Nassauische Haus beschimpft und nahm davon Veranlassung in bitterster und heftigster Weise über König Friedrichs Wortbrüchigkeit u. s. w. Klage zu führen. Ja — er scheute sich nicht seinen Zorn gegen den dänischen Statthalter von Nordjütland und Amtmann auf Schonderburg Hölzer Rosenkranz am Churpfälzischen Hofe zu Heidelberg auszusprechen. — König Friedrich war indeß keineswegs gemeint dazu stillzuschweigen. Churfürst August von Sachsen befand sich, als Hölzer Rosenkranz mit dem Bericht von dem zu Heidelberg stattgehabten Vorfalle zurückkehrte am dänischen Hofe. Aus den obengenannten Personen seines Gefolges wurde die erwähnte Commission ernannt und von König Friedrich bevollmächtigt: Graf Günther zu Schwarzburg darüber persönlich zu besprechen und selbiger der gegen Rosenkranzen geführten Reden geständig sein sollte, ihm sodann von Seiten des Königs zu erkennen zu geben, daß er, der Graf, solches, mit geiparter Wahrheit als ein ehren- und wortloser Mann, gesagt hätte, von ihm auch dafür so lange, bis er solches mit Grund der Wahrheit auf ihn brächte, gehalten werden sollte. Würde hingegen der Graf sich erklären, daß ihm von dem König der (erwähnte) Ring lediglich zu günstigen Andenken gegen das Fräulein und nicht auf die Ehe, zugestellet worden sei, wollte selbiger auch damit zufrieden sein. — Die Bevollmächtigten, kaum aus Dänemark nach Sachsen zurückgekehrt säumten nicht den Grafen zu einer „Tagefahrt“ nach Leipzig einzuladen. Derselbe aber mochte wohl die Absicht merken und entschuldigte sich — mit eingetretener Unwohlsein. Nach längerem Schriftwechseln stellte er sich der Commission am 22. Februar 1573 zu Leipzig, erlangte von ihr (zu König Friedrichs großem Verdrusse) seine Verantwortung schriftlich einreichen zu dürfen und that dies bereits am 24. Februar. Er blieb bei seiner Behauptung in Bezug auf das Eheberprechen des Königs und schob die Schuld der vereitelten Zusammenkunft, lediglich auf diesen, indem derselbe, im Augenblicke der dazu verkehrten Abreise, selbst abgeschrieben und endlich, wie gesagt, aus unbekanntem Ursachen alles rückgängig gemacht habe. — Auffällig und interessant ist es nun, daß auf diese Erklärung des Grafen der anfangs so gewaltig zürnende König gänzlich schwieg. Er begnügte sich in seiner Antwort an die Commissarien, denselben für den gebabten Fleiß und die gebrauchte Bescheidenheit zu danken und mit Versicherung seiner Gnade zu schließen.

Verantwortlicher Redacteur: Bruno Hünze. — Herausgabe und Druck von den F. Rückmann'schen Erben.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.